



LP 188

www.lenos.ch

Mahi Binebine

Die Engel von Sidi Moumen
Roman aus Marokko

*Aus dem Französischen
von Regula Renschler*

Lenos Verlag

Der Autor

Mahi Binebine, geboren 1959 in Marrakesch (Marokko). Studium der Mathematik und Lehrtätigkeit in Paris. Hinwendung zur Literatur und Malerei. Heute gilt er als bekanntester Maler Marokkos, seine Bilder hängen auch im New Yorker Guggenheim-Museum. Sein schriftstellerisches Werk – er schrieb acht Romane – wurde in mehrere Sprachen übersetzt und unter anderem mit dem Prix de l’Amitié Franco-Arabe und dem Prix du Roman Arabe ausgezeichnet. Seit 2002 lebt Mahi Binebine wieder in Marrakesch. www.mahibinebine.com.

Die Übersetzerin

Regula Renschler, geboren 1935 in Zürich. Studium der Romanistik und der modernen Geschichte. Auslandredaktorin bei verschiedenen Tageszeitungen, Sekretärin der Erklärung von Bern und ab 1985 Redaktorin bei Schweizer Radio DRS. Übersetzte u.a. *Weder arm noch ohnmächtig* von Axelle Kabou, *Deutschlands Himmel* von Yvette Z’Graggen sowie *Die Erfahrung der Welt* und *Blätter von unterwegs* von Nicolas Bouvier.

Titel der französischen Originalausgabe:

Les Étoiles de Sidi Moumen

Copyright © 2010 by Flammarion, Paris

LP 188

Erste Auflage 2017

Copyright © der deutschen Übersetzung

2011 by Lenos Verlag, Basel

Alle Rechte vorbehalten

Satz und Gestaltung: Lenos Verlag, Basel

Umschlag: Hauptmann & Kompanie, Zürich, Dominic Wilhelm

Umschlagfoto: David Sacks / Taxi / Getty Images

Printed in Germany

ISBN 978 3 85787 788 9

Für Claude Durand

Ein Spaziergänger könnte an unserem Quartier entlanggehen, ohne seiner Existenz gewahr zu werden. Eine hohe Stampflehmmauer trennt es vom Boulevard, wo der ununterbrochene Verkehrsfluss einen Höllenlärm macht. In dieser Mauer gab es schmale Öffnungen, Schiessscharten gleich, durch die man die andere Welt beobachten konnte. Als ich ein Kind war, bestand unser Lieblingssport darin, Becher voller Urin auf die wohlhabenden Bürger zu schütten und uns dabei mucksmäuschenstill zu verhalten, während jene fluchend und schimpfend zum Himmel hochsahen. Mein Bruder Hâmid war unser Chef. Er verfehlte nur selten sein Opfer. Reglos sahen wir seinem Treiben zu und platzten dann schier vor Lachen, nachdem die goldgelbe Brühe ihr Ziel erreicht hatte. Wir frohlockten und rollten uns im Staub wie junge Hunde. Eines Tages wurde ich am Kopf von einem Stein getroffen, den ein wütendes Opfer nach mir geschleudert hatte. Seither bin ich nicht mehr ganz richtig im Kopf. Wenigstens denken das alle um mich herum, und mir hat man es, seit ich klein bin, immer wieder versichert. Ich habe mich schliesslich damit abgefunden und mit der Zeit gemerkt, dass die Sache auch ihr Gutes hat. Wegen dieses Handicaps wurden mir nämlich alle meine

Streiche mehr oder weniger verziehen. Dennoch bin ich nicht dümmer als andere. Beim Fussball bin ich der beste Torhüter unseres Bidonvilles, das ist unbestritten. Mein Idol hiess Jaschin. Der berühmte Jaschin. Ich habe ihn nie spielen gesehen, aber es kursieren unendlich viele Geschichten über ihn ... Die einen behaupten, er hätte einen von einer Krupp-Kanone abgeschossenen Ball abwehren können. Andere, dass sein Körper den Gesetzen der Schwerkraft nicht unterlag. Man munkelte sogar, sein vorzeitiger Tod sei auf ein Komplott internationaler Spieler zurückzuführen, die er durch sein Können blossgestellt hatte. Wie dem auch sei, ich wollte Jaschin sein und kein anderer. Ich habe sogar seinen Namen angenommen. Jamma gefiel das gar nicht, aber da ich auf den Namen nicht mehr reagierte, dem zu Ehren vor unserer Hütte ein Lamm geschlachtet worden war, fand sie sich schliesslich damit ab. Lediglich mein Vater, der schon immer alt und eigensinnig gewesen war, beharrte auf dem archaisch klingenden Namen Mûh. Mit einem solchen Namen bringt man es nicht weit. Übrigens habe ich mich nicht lange auf Erden aufgehalten, da dort nicht viel los war. Und ich möchte an dieser Stelle betonen: Ich bereue es keineswegs, dass ich mit dem Leben Schluss gemacht habe. Ich verspüre nicht das geringste Bedauern, wenn ich auf die achtzehn Jahre Einerlei zurückblicke, die mir zu leben vergönnt waren. In den Tagen

unmittelbar nach meinem Tod wäre es mir allerdings schmerzlich gefallen, die Galettes mit ranziger Butter, die Honigkuchen oder den gewürzten Kaffee meiner Mutter zurückzuweisen. Aber diese irdischen Gelüste sind nach und nach verschwunden, und schliesslich wurde sogar die Erinnerung daran in meiner neuen Befindlichkeit als Geistwesen ausgelöscht. Wenn es doch manchmal, in Augenblicken der Schwäche, vorkommt, dass ich an Jamma denke, wie sie voller Zärtlichkeit meine Haare nach Läusen absuchte, dann sage ich mir: He, Jaschin, dein Kopf ist in tausend Stücke zerborsten. Wo sollen sich denn da Läuse einnisten, wenn du doch gar keine Haare mehr hast? Nein, ich bin es zufrieden, dass ich das Wellblech, die Kälte, die stinkenden Abwässer und den ganzen Mief los bin, die meine Kindheit begleitet haben. Ich kann euch den Ort, an dem ich mich jetzt befinde, nicht beschreiben, denn ich weiss selbst nicht, wo ich bin. Ich kann nur sagen, dass ich zu einem Wesen geworden bin, das ich eine Bewusstheit nennen würde – um es in der Sprache der da unten auszudrücken –, das heisst das harmonische Ergebnis einer Myriade glasklarer Gedanken. Nicht jener unausgegorenen, armseligen, die meine kurze Existenz begleitet haben, sondern Gedanken voller unendlicher, irisierender, fast blendender Facetten.

Lange vor der Demokratisierung der Parabolantennen schmückten die Dächer unserer Cité einfallsreiche Konstruktionen aus Couscousschüsseln, die den Empfang ausländischer Programme ermöglichten. Zwar waren die Bilder unscharf, sozusagen verschlüsselt, aber man erriet doch schemenhafte Konturen, und der Ton stimmte ungefähr. Wenn wir Fussball sehen wollten, stellten wir spanische und portugiesische Sender ein, Pornographie lieferten die deutschen (wobei sich dank der miserablen Qualität der Bilder das Animalische in Erotik verwandelte), und die arabischen Kanäle versorgten uns mit unserer täglichen Dosis israelisch-palästinensischer Konflikt und den Missetaten des räuberischen Westens. Da Farbfernsehen für die Mehrheit der Untertanen Seiner Majestät unerreichbar blieb, klebten wir farbige Plastikfolie auf den Bildschirm: drei horizontale Streifen, der oberste tiefblau, um einen schönen Himmel vorzutäuschen, der mittlere mattgelb und der unterste grasgrün. Das Ergebnis war ein unscharfes Geflimmer unter der mehrfarbigen, oft zerkratzten und schmutzigen Plastikfolie. Und weil mein Vater schwerhörig war, drehten wir die Lautstärke so weit hoch, dass wir stets gezwungen waren, dasselbe Programm wie die Nachbarn zu verfolgen, damit kein

Durcheinander entstand. Dennoch versammelte sich Gross und Klein jeden Abend um das magische Guckloch, das uns schamlos das Affentheater der Welt offenbarte.

Hätte es in Casablanca ein Buch der Rekorde gegeben, Jamma wäre auf einem der vordersten Plätze gelandet: vierzehn Schwangerschaften in vierzehn Jahren! Was willst du mehr? Und davon elf mit Erfolg. Alles Knaben. Wären die Zwillinge nicht im Alter von drei Jahren an einer Hirnhautentzündung gestorben, hätten wir allein die Fussballmannschaft stellen können, die den Stolz der Cité ausmachte: Les Etoiles de Sidi Moumen. Mit Jaschin, Ihrem ergebenen Diener, dem verdienten Torhüter, als ihrem unbezwingbaren Bollwerk. Mit Sicherheit wären alle Bidonvilles der Umgebung ins Schwitzen geraten. Wir wären so berühmt gewesen, dass sich sogar die Bewohner der reichen Quartiere getraut hätten, durch die Mauer zu uns zu kommen und uns zu feiern. Wer weiss? Die Mülldeponie wäre dann vielleicht in ein richtiges Fussballfeld verwandelt worden. Nicht unbedingt mit einem Rasen wie in den Stadien der grossen Mannschaften, aber wenigstens in einen leeren Platz, ohne die ekelhaften Abfallberge. Pech für die Leute, die davon leben, aber sie können ja woanders wühlen gehen. Müllhalden gibt es genug. Doch gerade uns, die wir doch arm waren, verbot Jamma jegliche Arbeit mit dem Abfall.

Wenn wir abends nach Hause kamen, roch sie an uns. Keiner konnte dem entgehen. Und wehe dem, der nach Müll stank. Mutter hatte eine furchterregende Peitsche gefertigt, die sie am Eingang aufgehängt hatte. Einen Gegenstand nach Hause mitzubringen kam überhaupt nicht in Frage. Jamma zerstörte ihn sofort. Dabei fand man viel Brauchbares auf der Deponie. Hâmid wagte es als Einziger, Mutter die Stirn zu bieten. Da er auf Haschisch nicht verzichten konnte, war er bereit, den täglichen Preis zu zahlen. Denn obwohl er sich jeweils von Kopf bis Fuss am Brunnen wusch, wurde er den Geruch seiner Verfehlungen nicht los. Jamma mochte schimpfen, was das Zeug hielt, er änderte sich nicht. Er brauchte seine Dosis Haschisch, seinen gelben Tabak und das Zigarettenpapier. Von allen Müllmensen war Hâmid ohne Übertreibung der Geschickteste. Wenn es darum ging, die Perlen im Dreck zu finden, hatte er einen sechsten Sinn. Mit frühreifer Intelligenz und sicherem Instinkt ausgestattet, war er uns allen haushoch überlegen. Er wusste immer ganz genau, aus welchem Quartier die Lastwagen mit dem Abfall kamen. Um an die nötigen Informationen zu kommen, sparte er nicht mit kleinen Zuwendungen an die Fahrer. Anders als die meisten, die blind im Abfall wühlten, suchte er zielgerichtet. Mit zwölf Jahren hatte er schon einen Buben angestellt, der seine Beute flickte und reinigte, und einen zweiten, der sie auf dem Markt

zu einem Preis verkaufte, den er vorher festgesetzt hatte. Ich war von Hâmid fasziniert. Er beschützte und verwöhnte mich. Er konnte fuchsteufelswild werden, wenn sich einer mit mir anlegte. Eines Abends, ich erinnere mich daran, als wäre es gestern gewesen, hatte er einen Nachbarn zu Tode geprügelt, der mich zu den Ziehbrunnen hinter der Deponie mitgenommen hatte. Eigentlich wollten wir nur die Schauspieler aus den indischen Filmen nachahmen. Murâd neckte mich, er biss in meine Ohrläppchen und flüsterte mir seltsames Zeug ins Ohr. Seine raue Zunge jagte mir Schauer über den Rücken. Er drückte meine Arme auf den Boden, so dass ich mich nicht mehr rühren konnte. Seine lockigen Haare rochen nach Olivenöl. Sie schmeckten auch danach, mein Mund war voll davon. Murâds Kitzeln brachte mich derart zum Lachen, dass ich Hâmid nicht hörte, der plötzlich wie ein Gespenst auftauchte. Aber statt sich auf uns zu stürzen, blieb er bolzengerade stehen. In der Dunkelheit hatte ich den Stein nicht bemerkt, den er in der Hand trug. Als Murâd aufheulte, dachte ich, er singe noch. Ich weiss nicht, warum Hâmid ihn derart hart auf den Kopf geschlagen hatte. Das Blut strömte über Murâds Gesicht, und ich bekam Angst und wollte schreien. Aber es gelang mir nicht. Meine Schreie blieben stumm, wie aufgesogen von meinem Bauch. Mein Mund stand offen, aber es kam nichts heraus. Verwirrt schaute ich mei-

nen Bruder an. Hâmid ballte die Fäuste und zitterte. Ich wusste, dass er auch mich nicht verschonen würde. Mit seinen eisenbeschlagenen Stiefeln, die er auf der Deponie gefunden hatte, trat er mir in den Hintern, nannte mich eine Schwuchtel und noch vieles mehr, was ich nicht zu wiederholen wage. Ich sagte, wir hätten nur gespielt, wir hätten niemandem etwas zuleide getan. Er aber war ausser sich vor Wut, er glühte geradezu vor Zorn. In der Dunkelheit ritten ihn tausend Teufel, die mich mit ihren Gabeln erstechen wollten. Ja, manchmal war mein Bruder ungerecht. Dennoch liebte er mich. Er hätte alles für mich getan. Ich war ihm böse wegen Murâd, aber das ist lange her. Seit damals bin ich nie mehr zu den Ziehbrunnen gegangen. Mit Murâd war es eh zu Ende, er hatte die Schläge meines Bruders nicht überlebt. Sie haben ihn auf der Deponie begraben. Hâmid, der alle Ecken und Winkel kannte, wusste genau, wo, niemand suchte dort nach brauchbarem Zeug. Da gab es nur uralten Müll, der schon tausendmal durchkämmt worden war. Ich wollte lange nicht glauben, dass mein Freund tot ist. Schliesslich habe ich ihn vergessen. Nein, nicht ganz. In den seltenen Fällen, in denen ich beim Fussball ein Tor kassierte und dann den Ball ins Feld zurückholen musste, konnte ich nicht umhin, einen Blick zu der Stelle zu werfen, wo mein Freund verweste. Eines Abends beschloss ich nachzusehen, ob er noch da war.

Das Gerippe eines während der Hundstage verendeten Kötters diente mir als Hinweis, ich fand den kleinen Hügel auf Anhieb und fing an, mit einem Stecken den Dreckhaufen, wo man ihn begraben hatte, umzupflügen. Es war nicht ganz ausgeschlossen, dass Murâd die Schläge meines Bruders überlebt hatte. Vielleicht hatte er den Tod nur vorgetäuscht, damit Hâmid aufhörte, ihn zu schlagen, war aufgestanden, nachdem wir gegangen waren, und hatte das Bidonville verlassen. Vielleicht war er nur verschwunden, um uns einen Schreck einzujagen und uns zu bestrafen. Zuerst wühlte ich mit dem Stecken, dann mit den Händen, das war einfacher. Der gewöhnliche Gestank der Deponie überdeckte den Aasgeruch. Als zwischen zwei Konservendosen plötzlich ein Finger herausragte, rannte ich weg, so schnell es ging und ohne mich umzudrehen, denn ich glaubte, Murâds Geist verfolge mich. Erst vor dem Laden des Kohlenhändlers Omar hielt ich an. Eine Petroleumlampe beleuchtete die Runde der Anciens Combattants¹, die sich hier versammelte, um Dame zu spielen. Das Herz schlug mir bis zum Hals, und ich zitterte am ganzen Leib. Wenn ich noch in meiner Haut steckte, bekäme ich beim Gedanken daran eine Gänsehaut. Seit damals hielt ich es mit allen anderen, die glaubten, Murâd habe die Cité verlassen, um sich wie viele Jugendliche in der Stadt durchzuschlagen. Und dass er eines Tages mit vollen Händen auftauchen

würde, dass seine Eltern ihm seine Flucht verzeihen und ihn sogar anhalten würden, wieder in der Stadt sein Glück zu versuchen. Aus der Distanz und von hier oben, wo ich jetzt bin, habe ich Hâmid verziehen. Auf gewisse Weise, denke ich, hat er Murâd einen Dienst erwiesen, so wie Abu Subair mir einen Dienst erwiesen hat, mit dem Unterschied, dass dieser mich nicht mit einem Stein totgeschlagen hat. Seine Waffen waren um vieles gefährlicher. Aber davon wird später die Rede sein. Denn Abu Subair ist lebendig, sehr lebendig sogar. Und er hat noch immer seine Garage, wo er wieder Hungerleider, wie ich einer war, in seinen Bann schlägt.